Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 13 (1931)
Heft: 38

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 29.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweiz. Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 18. September 1931 | Erscheint jeden Freitag | 13. Jahrgang Nr. 38

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postscheck-Konto VIII b 858

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20 / Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 15.50 / Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postscheck-Konto VIII b 58**

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Aus der Bundesversammlung.

Bern, den 17. September.

Der Nationalrat bemüht sich mit dieser Herbstsession seiner 28. Legislaturperiode einen würdigen Abschluß zu geben. Schon in den ersten Tagen trat er an zwei große Aufgaben heran, an die Beratung des bundesrätlichen Berichtes zur Motion Baumberger über die Entvölkerung der Gebirgsgegenden und an das Alkoholgesetz; die erstere dieser Aufgaben darf man als eine dankbare bezeichnen, weil sie jedem Redner Gelegenheit bot, das freundliche Licht des Wohlwollens für das Bergvolk leuchten zu lassen; die andere ist heiklerer Art; ihr moralischer Gehalt besitzt nicht die hinreißende Kraft, die über wirtschaftliche Gruppeninteressen hinweg verbündet.

Der alte Herr Baumberger hat leider den 15. September nicht mehr erlebt, den Tag, da seine Ideen als konkrete Vorschläge einer parlamentarischen Kommission im Ratssaal sanktioniert wurden; allein sein Geist ging durch die Versammlung; mit seltenem Entgegenkommen nahm sie Stellung zu den vielartigen Vorschlägen, die im bundesrätlichen Bericht gestützt auf die Arbeit einer Expertenkommission enthalten sind und die von den Kommissionsreferenten, den Herren von Moos, Graubünden, und Chamorel, Waadt, in ansprechender Weise erläutert wurden.

Alle diese Vorschläge zielen dahin, die Lebensbedingungen der Bergbevölkerung zu verbessern und die letztere dadurch ihrer Heimat zu erhalten. Sie erstrecken sich auf die Land- und Alpwirtschaft in den Berggegenden, auf die Forstwirtschaft, die Wasserverbauungen, die Versorgung mit elektrischer Energie, die Wohnverhältnisse, die Trinkwasserversorgung, das Vermessungswesen, den Unterhalt forst-, kultur- und bautechnischer Anlagen, das Verkehrswesen, die Preis- und Absatzverhältnisse der Produkte der Gebirgsgegenden, das Kreditwesen, das Armenwesen, die Heimarbeit, das Bildungs-, das Versicherungs-, das Gesundheitswesen. Ueberall da soll der Bund seine finanzielle Hilfe leihen, um in Verbindung mit den Kantonen die Lage der Gebirgsbevölkerung zu verbessern und ihr auch Wege der Selbsthilfe zu erschließen. Die Kommissionsreferenten, Bundesrat Schultheß und einzelne Vertreter des Rates stellten fest, daß manche der Anregungen zugunsten des Bergvolkes bereits in die Tat umgesetzt sind oder doch der Verwirklichung entgegensehen. Von der Bundeshilfe allein darf aber nicht alles erwartet werden. Der Rat nahm von dem Berichte des Bundesrats in zustimmendem Sinne Kenntnis. Zwei Postulaten der Kommission betreffend die Entschuldung und die Verminderung der Armenlasten der Berggemeinden wurde zugestimmt. Ein wahrer Sternenregen von Wünschen und Anregungen ergoß sich überdies auf den Bundesrat, dem man gewiß zustimmen kann, wenn er am Schluß seines Berichtes sagt: „Wir erachten es als eine vornehme Pflicht, der Behörden und der in einem weniger harten Existenzkampf lebenden Bevölkerung des Flachlandes, das Los der Bergbevölkerung nach Möglichkeit erleichtern zu helfen."

Am 16. September begann der Nationalrat sodann die Beratung der stattlichen bundesrätlichen Botschaft zum Gesetzesentwurf über gebrannte Wasser (Alkoholgesetz). Die Eintretensdebatte ließ sich sogleich etwas hitzig an. Sozialdemokraten und Bauern markierten ihre gegensätzlichen Auffassungen lieber als sich mit der Idee eines Verständigungswerkes vereinen läßt. Auch Sozialdemokrat und Kommunist prallten aufeinander. Schließlich nahm die Debatte aber doch mäßige Formen an, und rascher als manche erwartet, konnte Schluß erklärt werden. Mit allen gegen die Stimmen der beiden Kommunisten Welti, Basel, und Bringolf, Schaffhausen, wurde Eintreten beschlossen. Die Einzelberatung ist im Laufe der heutigen Vormittagssitzung bis zum Artikel 14 betreffend die Hausbrennerei gediehen.

Der Ständerat widmete mehrere Sitzungen dem Bundesgesetz über den Motorfahrzeug- und Fahrradverkehr, kurzweg Automobilgesetz genannt, obschon ihm bedeutend mehr Fahrräder als Autos unterstehen. Das Gesetz wurde nahezu zu Ende beraten; dabei wandelte der Rat in den wichtigsten Punkten wie Bestimmungen über das Höchstgewicht und die Höchstgeschwindigkeit der Motorwagen, beim „Fußgängerartikel", bei der Haftpflicht usw. auf den Spuren des Nationalrates. Immerhin verliefen einige kleine Attacken auf die Oberhoheit des Bundes zugunsten der kantonalen Souveränität: Gratulieren dürfen sich die Radfahrer: ihr heißer Wunsch, ohne Kontrollschild durch die Welt zu sausen, fand selbst beim bedächtigen Ständerat Verständnis. Selbstverständlich wurden zwischenhinein in beiden Räten auch kleinere dringende Geschäfte erledigt. Beide Räte beschlossen u. a., es sei der um 10 Prozent erhöhte Bundesbeitrag den Arbeitslosenkassen der Stickerei, Plattstichweberei, Uhrenindustrie und Seidenbandweberei bis Ende 1931 zu gewähren. Gemäß dem heutigen Beschluß des Nationalrats kann dies, wenn sich das Bedürfnis zeigt, vom Bundesrat auch für andere Industrien angeordnet werden.

Das Wort „Krise" fällt häufig in den Ratssälen, und doch, wie dankbar darf man sein, daß es bei uns in der Schweiz noch nicht die schreckliche Bedeutung wie anderswo angenommen hat! J. M.

Zum Bettag.

Lies: Amos 5, 21—24.

Sollte nicht in einem christlichen Volke ein jeder Tag ein Dank-, Buß und Bettag sein? Ist doch des Christen Leben vor Gott eine tägliche Buße, ein ständiges Danken und Beten, ist es da nicht etwas Ungereimtes, daß wir einen besonderen Tag des Jahres zum Buß- und Bettag bestimmen, einen Tag, an dem das Volk in Scharen zur Kirche strömt, während es sich sonst, von ein paar weiteren Festtagen abgesehen, um Gott und sein Wort nicht kümmert? Ob dem allmächtigen Gott ein solches Singen und Beten, das Singen und Beten eines entkirchlichten, religiös gleichgültig gewordenen Volkes an einem Tage des Jahres wohlgefällig ist?

Stets schon hat es zweierlei Arten von Religiosität gegeben; eine äußere, oberflächlichere, welche sich an die äußeren Institutionen klammert: an die rechte Kirchenlehre, an die Verfassung und die Organisation der offiziell anerkannten Kirche, oder auch an die besonderen Versammlungen und Bibelstunden von allerhand Sekten und Gemeinschaften. Immer wieder haben Menschen gemeint, mit diesen Lebensäußerungen der Religion, mit den Formen, die sich glaubende Menschen einst geschaffen haben, um in dieser Welt von ihrem Glauben zu zeugen, schon den Glauben selbst zu haben. Sie wähnten, um so frömmer zu sein, je enger und sklavischer sie sich an diese Formen hielten: von den Schriftgelehrten zur Zeit Jesu, den Werkfrommen der katholischen Kirche zur Zeit der Reformation bis zu manchen Kirchen- und Bibelfrommen unserer Tage. Eben dies aber ist stets die Aufgabe aller Propheten gewesen; ihre Zeitgenossen daran zu erinnern, daß es mit äußern Formen nicht getan ist: der allmächtige Gott fordert nicht unsere Gottesdienste, nicht die Werke unserer Frömmigkeit, seien es Almosen, Wohltätigkeit, irgendwelche Stiftungen an Geld oder Opfer an Zeit zu seiner Ehre. Gott fordert unsere Existenz, unser ganzes Leben; nicht nur über einzelne besondere Werke und Taten, sondern über unser gesamtes Tun, über unsere kleinsten und unbedeutendsten Gedanken und über unsere letzten Beweggründe will er bestimmen.

Eines Volkes Frömmigkeit wird sichtbar zunächst in seinen religiösen Institutionen: die Kirche ist der Ort, wo seinen Gliedern immer wieder neu Gelegenheit gegeben wird, das Evangelium zu hören, und wo andererseits der lebendige Glaube der vielen Einzelnen sich vor der Gesamtheit bezeugt und so die Gemeinschaft wird. Weh aber einer Kirche, wenn sie zu einem Ausdruck wird von etwas, das gar nicht mehr besteht, zu einer versteinerten Erinnerung also an vergangenes Leben, zu einer bloßen Institution, der der Inhalt fehlt! Und ist dies nicht heute weitherum unsere Lage? Wir haben eine Kirche, die nicht Ausdruck ist der lebendigen Frömmigkeit einer größeren Volksgemeinschaft, sondern die eine Pfarrerkirche geworden ist, eine Angelegenheit beruflich angestellter Beamter und weniger, zum Teil gewohnheitsmäßiger Hörer, eine Institution also, während auf der andern Seite die große Masse des kirchlich entwöhnten, religiös gleichgültigen Volkes steht, das höchstens an besondern Feiertagen, wie eben dem Bettag, aus einer alten Kindererinnerung heraus, aus einer seit der Kinderzeit dunkel vorhandenen, stets ungestillten Sehnsucht den Weg zur Kirche sucht. Das große Leben unseres Volkes aber, und nicht nur unseres Volkes, denn längst ja hat sich über die politischen Grenzen der Nationen hinweg eine gemeinsame Lebensweise entwickelt, welche heute die meisten Völker der Welt umfaßt, und diese Lebensweise, die wir Teilnehmer unserer modernen „Kultur" alle führen, ist, das ist das Entscheidende, ein Leben ohne Gott. Ausschlaggebend für unser heutiges Leben ist das Gebiet der Wirtschaft: ihre Führer sind es, die die größte Macht haben, die hinter den Kulissen die Schicksale der Völker lenken, und die wirtschaftliche Entwicklung bestimmt heute über das Dasein von Millionen: denken wir nur z. B. an die große Arbeitslosigkeit, wie sehr sie in das Leben so manches Einzelmenschen greift. Was hat Gott zu unserem Wirtschaftsleben zu sagen? Welches andere Interesse wird heute einen Unternehmer, einen Großbankier leiten als das des eigenen Gewinnes? Gott gehorchen heißt, den Nächsten lieben wie sich selbst, d. h. das Wohl des Nächsten bedenken wie das eigene. Das heißt also, auf das ganze, große Gebiet der Wirtschaft angewendet, das Wohl der Gesamtheit — denn ein jedes Glied der Gesamtheit ist, christlich verstanden, mein Nächster, — höher zu stellen als das eigene. Der Unternehmer, der Bankier kann heute vielleicht nicht anders handeln, vielleicht müßte er sonst zu grunde gehn — dann aber ist eben unser System gottlos, weil es das System des egoistischen Gewinnstrebens ist, und wir müssen nach neuen Formen suchen. Auch unsere Einrichtungen und Ordnungen sind Menschenwerk, sie entwickeln sich und vergehen. Taugen sie daher vor Gott nichts mehr, so können wir sehr wohl neue suchen. Wie mit der Wirtschaft, so mit der Politik: es herrscht das Interesse, nicht Gott. Krieg, so sagt die Welt, ist unvermeidlich. Wer aber wagt zu behaupten, daß der Krieg in seiner heutigen und noch mehr in seiner künftigen Form, wo das Gas ganze Großstädte verwüsten und Millionen von Männern, Frauen und Kindern vernichten oder für ihr ganzes Leben siech machen wird in einem Augenblick, nicht auf das Schauerlichste im Widerspruch stände mit dem Gebot der Nächstenliebe? Die Liebe, aber ist uns hier schon geboten, auch in dieser sündigen Welt, die durch den Kampf des Guten mit dem Bösen sich ausgezeichnet, und wo die Gewalt nie ganz vermeidbar sein wird. Daß wir in einer Welt der Sünde leben, gibt uns nicht das Recht, unsererseits zu sündigen. Der Krieg ist eine Sünde, die vermeidbar wäre, weil wir heute andere Mittel der Verständigung zwischen den Völkern wissen und sie schon früher hätten finden können, wenn nur wirklich die Völker im Ernste Gott glaubten, wenn sie ihn im Ernste über sich, und d. h. auch über ihre Politik herrschen lassen wollten!

Was soll uns ein Dank-, Buß- und Bettag, wenn in unserem Volksleben so wenig wie in dem der anderen Völker heute etwas von jenem lebendigen Glauben zu spüren ist, der Gott als Herrn und Herrscher anerkennt? Unser Singen und Beten wird dann unter dasselbe Urteil fallen, wie es Amos hier über den Tempelgottesdienst und die rauschenden Feste des Volkes Israel ausspricht. Und eines Tages wird vielleicht auch uns die Gericht-Katastrophe erreichen, sei es in einem neuen Krieg, dessen Schauerlichkeiten wir uns jetzt noch nicht ausdenken können, sei es in einer durch stets schlimmere Wirtschaftskrisen hervorgerufenen Revolution.

Freilich, mit solch düsteren Erkenntnissen ist es auch nicht getan. Sie bilden nur den dunkeln Hintergrund, der uns den Ernst und die Dringlichkeit der Forderungen Gottes an die Völker so recht in Herz und Gewissen prägen soll. Und dies nicht nur einmal des Jahres am Bettag, nein, jede Zeitungsnachricht über neues Rüsten, neue Arbeitslosigkeit, über einen erneut mißlungenen Verständigungsversuch zwischen Völkern und Klassen soll uns erneut daran erinnern, daß es nicht nur in unserm persönlichen Leben, sondern auch im großen Leben der Völker anders werden muß.

Wir sollen nicht denken, daß wir als einzelne, kleine Menschen, als Frauen, denen im öffentlichen Leben noch keine Stimme zuerkannt wird, mit diesen großen Dingen nichts zu tun haben. Gibt es doch, genau gesehen, kein Volksgewissen, kein gemeinsames Bewußtsein eines Volkes, keine „öffentliche Meinung". Sondern es gibt nur das Gewissen und das Bewußtsein vieler Einzelner, die durch ihre Art zu handeln und zu reden, den Geist des ganzen Volkes bestimmen. Nicht als Volk, sondern als Einzelner stehen wir vor Gott. Aber ich, der Einzelne, der ich heute vor Gott stehe, stehe vor ihm als Glied meines Volkes und einer größern Völkerfamilie, und Gott wird mich auch darüber zur Rechenschaft ziehen, wie ich als Mitträger an seinem politischen und an seinem Wirtschaftsleben gehandelt habe. Gibt es hier nicht auch eine Verantwortung gerade für uns Frauen? Sind nicht z. B. diejenigen unter uns, die Hausfrauen und Mütter sind, die Haupteinkäuferinnen von vielen Gebrauchswaren, und die Erzieherinnen einer künftigen Generation? Es kann auch Gedankenlosigkeit und Bequemlichkeit, und darum Verantwortungslosigkeit und Sünde sein, wenn wir Frauen uns so oft nicht um politische und wirtschaftliche Dinge kümmern wollen!

Was aber sollen wir tun? Erst einmal müssen wir wissen, was jeder Christ wissen muß, daß wir von uns aus nichts tun können, daß es in unserer Macht nicht steht, eine Aenderung herbeizuführen. Und würden wir auch nicht am kleinen bescheidenen Ort, sondern an einem führenden Punkte der Politik oder im Wirtschaftsleben stehen, wir hätten doch niemals alle die Fäden in unserer Hand. Gott muß es tun und er allein kann es tun, indem er eine neue Ausgießung des heiligen Geistes geschehen läßt, indem er hier und dort, unter allen Völkern, Menschen er-

Wilhelm Raabe.

Von Anna Fierz.

(Schluß.)

Man hat neben Jean Paul, Hoffmann, Dickens, Thackeray und dem von Raabe selbst hier genannten älteren Dumas auch Andersen Einflüsse auf Raabe zugesprochen. Sie sind nicht erheblich. Aber mit einem Wort aus des Dänen „Altem Mann" ist originell, wie er es liebt, die eigentliche Lehre des Braunschweigers zu bezeichnen:

„Vergoldung vergeht,
Schweinsleder besteht."

Je wichtiger die Schicksalsstunde, je pathetischer das Gefühl, je aufgeräumter der Witz des Raabeschen Helden, je näher dem Hahnenschrei seine briefliche Aeußerung, desto vehementer zitiert er. Ein Leitfaden durch die Weltliteratur ist im Werke Raabes verborgen, strotzend von Völkerstimmungen, schwer von Ironien, durchleuchtet von Frühgesichten aus der Naturpoesie. Herrlich und rührend ist die Anklammerung der Raabeschen Helden an den Geist. Ich sehe sie in tabakdurchqualmten Studierzimmern sonntäglich (in Abwesenheit des Frauenzimmers) am See Benacus lustwandeln; ich sehe sie ihre obdachlosen Häupter, vom Kriege des Pfühls beraubt, auf den lateinischen Klassikerband (den „sonnigen Schäker Flakus") betten; ich höre sie, unterm Aequator in verlorenen Kastellen verschmachtend, von den kühlen Wassern und Hainen Cervantes traumreden. Ich ehre mit allen Raabefreunden den Vetter Wasserkreter (Abu Telfan), dem Goethe dreißig Jahre in Nippenburg aushalten half, wie er auch in seiner Jugend den blauen Frack des Herrn Geheimrats einmal unterm Portal des „Goldenen Pfauen" hatte verschwinden sehen.

Warum sind die Heimstätten bei Raabe so stimmungssatt, so schicksalsträchtig, so interessant, so sehnsuchterweckend? Es sind dort die Regel: der unbedingte Verlaß, die Treue ohne Vorbehalt, die absolute Geborgenheit nach schwerer Lebensreise, der Tod in Freundesarmen, das durch die starken Handlungen Raabes herbeigeführte Zusammentreffen verschiedener Nationalitäten und Kulturen, die Meisterschaft des Dichters sie auch dialogisch auszuschöpfen. Die Raabeleute gewähren und genießen Asyle, was ihr Verhältnis zueinander nicht im mindesten verändert. „Gnadenbrot" gibt es im Werke Raabes nicht, Gnade ist dort das Wohltun, von dem aber weder der Dichter (dessen Elitethema es ist), noch seine Helden Aufhebens machen. „Anständige Menschen" nennt er die großmütigen Asylgeber auf dem Lauenhof im „Schildderump". Wie dort dürfen die schrullenhaften, kläglichen Hausgeister und pädagogischen Setzköpfe sich am Herde ihrer Wohltäter — unraabischer Ausdruck! — bei Raabe überall natürlich geben. Was Raabesche Kunst der Atmosphäre heißt, zeigt gerade der Lauenhof, wo am Fuße des alten „germanischen Zauberberges" (des Brockens) sozial und national so scharf unterschiedene Menschen, ein cherusksches Botenweib, ein alter westfälischer Edelmann und eine hochadelige französische Emigrantin den Verzweiflungskampf gegen den Streber vereint kämpfen. Ueberall, auch in den historischen Werken Raabes, dort erst recht, begegnen wir den so interessanten, poetisch bedeutenden Gruppen. Es ist für seine Erzählerkunst bezeichnend, wenn (im Erbfolgekrieg) ein lutherischer Pfarrer, ein reisiger Benediktiner, eine arme alte Jüdin und ein relegierter Studiosus, in einer Fähre zusammentreffend, über die nächtlich brausende Weser einer fanatisierten, verhungerten, verkohlten Stadt zufahren, wo sie die Geschicke und Missionen ihrer Stände vollenden werden.

Der Humor Raabes hat sich im Laufe der Zeit geläutert und beruhigt. Seiner ursprünglichen Anlage nach wünscht ein Humor von diesem Schlage freilich weder Klärung noch Beruhigung.

„So wahr erzürnte Wasser müssen schäumen", wie Gottfried Keller sich ausdrückt, muß er aus dieser Dichterbrust ohne Maß und Bändigung hervorbrechen. Es mag damit zusammenhängen, daß die gerne in einen Totentanz auslaufende Burleske, daß die dämonische Schnurre, das romantisch-schaurige Nachtstück, daß die überhumoristischen unter seinen Novellen uns als seine genialsten Werke erscheinen. Begreiflich behandeln sie Stoffe, denen Uebertreibung, grelle, gehäufte, ja gehetzte Darstellung zu statten kommt. Kulturhistorischer Natur, dem Dämonenspuk und Wahnwitz des Mittelalters, den gespreizten, bezopften Lächerlichkeiten, den verstiegenen Empfindlichkeiten der vorgoethischen Zeit zugerückt, rechtfertigen sie Tumult der Komik, Wirbel des Abenteuers, Inbegriff der Satire. Raabe ist für die kulturhistorische Novelle glänzend gerüstet. Er schöpft die Zeitbilder nach Geist und Bewegung aus. Seiner Bildniskunst entgeht keine Furche der Charakterköpfe: „So bildeten wir den schönsten Vorwurf für den Grabstichel William Hogarths." „Wen du nicht verlässest, Genius, dem Regengewölk, dem Schlossensturm wird er entgegensingen": im Sinne dieses Wortes, das er begreiflich zitiert, siegt der Raabesche Mensch. Hier, in den kulturhistorischen Novellen, wo die Wiedersacher: Not und Fanatismus, grimmiger, gröber sind, sind die Siege schwerer, wunderlicher, kraft der Seltenheit des umstrittenen Geistesgutes erschütternder, die Sieger querköpfiger, rätselvoller, widerborstiger. Arme Toren und Schwärmer, ergriffen von den Ekstasen ihrer Zeit (z. B. der Revolutionszeit), die ihnen, geduckten armen Hungergestalten, zu Lächerlichkeiten und kläglichen Nöten umschlagen, das ist, was der bittere, klagende, wider Willen lächelnde Humor Raabes sucht.

Der Blick in die große Historie dagegen lähmt diesen Humor. Die historischen Erzählungen sind ungemischt tragisch. Die Wahrnehmung ist seherisch. Von der Kristallisierung der Form abgesehen, zeigt sich die Macht der Kunst. Sie zeigt sich in der Stärke und Glut der Zeitfarben, im epischen Reichtum, in der Kraft und Wildheit der balladesken Erscheinung, in der Stimmungsgewalt. Die vom eigentlichen Genie der Schwermut beratene Erfindung bohrt in die Tiefen der historischen Tragik und setzt sie in Verbindung mit der grübelnden Melancholie, der unbedankten, schrankenlosen Treue, der schuldlosen schönen Jugend erwählter Menschen. Die Raabesche Erzählung aus dem dreißigjährigen Krieg oder dem Erbfolgekrieg fällt uns hart an. Kein schöner Schein wird zugelassen, die Völkernöte zeigen sich nackt und wild, die Dichterklage wird elementar, der Trost durch die vollkommene Kunstform bleibt aus, wir sehen nicht die schöne Gebärde des Leids, schreckhaft starrt es uns an. Wühlend, fessellos schweifend, kritisch räsonnierend drängt sich der speziell Raabesche Geist in die dichterischen Gebiete, er füllt sie mit furchtbaren Ironien. Gleichzeit aber empfiehlt diese historische Novelle eine Notverachtung, sie zeigt auf eine Heiligkeit, eine Inbrunst der Dankgefühle und Segnungen bekundet,

wachen läßt, denen sein Gebot der Liebe höher steht als die Gebote des Gewinnes einer Gruppe, denen Gottes Wirklichkeit wirklicher ist als alle sogenannte Realpolitik der Welt. Um eine solche neue Ausgießung des heiligen Geistes sollen wir wiederum bitten, unermüdlich, jeden Tag.

Aber indem wir um den heiligen Geist bitten, bekennen wir, daß wir glauben — denn wie sollten wir ohne Glauben um Gottes Geist bitten können? — daß wir uns also selber von Gott gerufen wissen. Sind wir Gottes, so geht es nicht an, daß wir selber länger auf der Seite der Unwissenheit und des Unrechtes stehen. Dann müssen wir uns um eine neue und bessere Erkenntnis bemühen, dann müssen wir Kämpfer werden auf der Seite des Rechts, Zeugen der Liebe Gottes, die auch in unser heute so verwirrtes Wirtschafts- und Völkerleben hineinleuchten will.

Verena Stadler.

Im Kampf um das Pfarramt der Frau.

Durch die Tagespresse geht die Nachricht, daß die reformierte Kirchgemeinde Lenzburg an die neugeschaffene Stelle eines zweiten Pfarrers eine als Gemeindehelferin bereits bewährte Theologin Fräulein Mathilde Merz aus Bern gewählt hat. Wie das „Zofinger Tagblatt" meldet, stellt nun aber der reformierte Kirchenrat der Synode den Antrag, es seien weibliche Kandidaten zum Pfarramt in der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons nach wie vor nicht zuzulassen. Dagegen könnte den Kirchgemeinden gestattet werden, Frauen das Lernvikariat, das Vikariat überhaupt und die Pfarrhelferei zugänglich zu machen. Als Helferin des Pfarrers ohne Anerkennung weiterer Wählbarkeit könnte also unter Umständen die bereits zum Pfarrer gewählte Theologin zugelassen werden.

Es darf bei dieser Gelegenheit vielleicht daran erinnert werden, daß eine so prinzipielle Unterdrückung weiblicher Theologen, die Verweisung tüchtiger bereits im Amt bewährter Frauen in Lernvikariate, Vikariate und andere subalterne Posten gegen den Grundsatz des allgemeinen Priestertums verstößt, der von Luther 1520 in seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" und 1523 in „De instituendis ministeris ecclesiae" mit aller Schärfe ausgesprochen worden ist. „Was aus der Tauf krochen ist, das mag sich schon rühmen, daß es schon Priester, Bischof und Papst geweihet sei." Jeder Christ hat nach Luther das Recht, das Wort Gottes zu verkündigen und die Sakramente, d. h. Taufe und Abendmahl zu verwalten. Ja sogar die Binde- und Lösegewalt, die Sündenvergebung und das Opfern ist jedem einzelnen Christen zugestanden. „Denn alle Christen sein wahrhaftig geistlichs Stands." Denkt Luther zunächst auch nur an den jedem Menschen zugewiesenen Wirkungskreis, so ist doch der Unterschied zwischen geistlichem Priesterstand und Laientum völlig aufgehoben. Die absolut gleichen Priesterrechte aller Gläubigen sind ein für alle mal grundsätzlich anerkannt.

Es ist heute an der Zeit, auch den Unterschied der Geschlechter, beziehungsweise die Bedrückung der Frau in der Ausübung pfarramtlicher Funktionen aufzuheben. Die Unterstellung eines Geschlechts unter die Vormundschaft des andern, der Frau unter den Mann, der Theologin als lebenslänglich untergeordneter Hilfskraft unter einen Pfarrer unterbindet die gerade für diesen Beruf unbedingt nötige Selbständigkeit und Freiheit.

Sofern mit dem Grundsatz des allgemeinen Priestertums, wie er von Luther ausgesprochen und von den Reformierten in der Confessio Helvetica anerkannt wurde, Ernst gemacht wird, ist es nicht erlaubt, irgend einem Menschen mit Rücksicht auf sein Geschlecht die volle Entfaltung seiner seelsorgerlichen Kräfte und Fähigkeiten zu unterbinden.

L. v. S.

Der Bernische Frauenbund.

hielt Freitag den 11. September 1931 im „Daheim", Bern, seine erste kantonale Vorstandssitzung ab, an welcher die verschiedenen Landesteile durch die folgenden Frauen vertreten waren: Emmental: Frau Flück, Sumiswald; Jura: Mme. F. Imer, Préfet, Neuveville; Mittelland: Frau Reinhard-Gehrig, Münsingen; Oberaargau: Frl. Mathilde Hasler, Madiswil; Oberland: Frl. Anna Rooschütz, Spiez; Seeland: Frau M. Oster-Stücker, Biel.

Die Traktanden waren die gleichen wie die der anschließenden Delegiertenversammlung. Die Frauen nahmen mit großer Genugtuung Kenntnis vom Ankauf des Lorgutes in Münsingen durch die bern. Regierung zwecks Errichtung einer Erziehungsanstalt für administrativ zu versorgende Mädchen und gaben der Hoffnung Ausdruck, daß bei Einrichtung und Leitung der Anstalt weitgehend auch Frauen herangezogen werden. Sie dankten durch Erhebung von den Sitzen der großmütigen Geberin eines Legates von Fr. 50,000, (Frl. Emma Lehmann) an den Frauenbund, das zur Schaffung eines privaten Heims für schulentlassene Mädchen bestimmt ist. Das Heim ist eine dringende Notwendigkeit und soll ebenfalls auf kantonaler Grundlage betrieben werden.

Die Wichtigkeit der Mitarbeit der Frau an der Schweizerwoche wurde betont und das Programm des Frauenbundes für diese Mitarbeit verlesen. Den Vereinen vom Lande wurde empfohlen, bei Anfragen die Verteilung der Plakate an die Geschäfte nicht einfach von der Hand zu weisen.

Ein wichtiges Traktandum bildete die Finanzierung des Sekretariates. Die Werbung von Einzelmitgliedern auch im Kanton wurde den Vereinen ans Herz gelegt.

Unter die Berichterstattungen fielen vor allem die Berichte: 1. über die Umfrage betreffend Kinozensur, abgelegt von Frau M. Walthard-Bertsch, 2. über die Tätigkeit der Kirchenkommission des Frauenbundes, abgelegt von Frl. Dr. A. L. Grütter. Die Kommission hat für Oktober die Durchführung eines Einführungskurses für Kirchgemeinderätinnen vorgesehen, der auch bei den Behörden und beim Bern. Synodalrat großem Interesse begegnet. 3. wurden die Resultate des kantonalen Heimarbeits-Verkaufs von Berner Oberländer Waren, organisiert vom Frauenbund im Kasino Bern im Mai bekannt gegeben. Für die städtischen Arbeitsstuben, welche armen Frauen Heimarbeit ausgeben, wird vom 19. bis 21. November in der französischen Kirche ein Verkauf veranstaltet, verbunden mit einer Ausstellung „Das Buch und die Frau", welche die Frauen mit guter Lektüre bekannt machen will.

Das Traktandum „Arbeitsbeschaffung durch die Frau" gab den Frauen einen interessanten Einblick in die Aktion für das Val Terbn; die dort durchgeführten Koch- und Haushaltungskurse haben beste Resultate gezeitigt und die meisten der jungen Mädchen sind nun als Hausangestellte in Haushaltungen tätig. Die Präsidentin des Frauenbundes Fräulein Rosa Neuenschwander, entwickelte sodann das von ihr aufgestellte Programm zur Arbeitsbeschaffung für Frauen. Bei der Einführung von neuen Heimarbeiten muß vor allem darauf geachtet werden, daß diese nicht andern Gegenden Konkurrenz machen, was keine Behebung der Schwierigkeiten bedeutet, sondern nur Verwirrung anrichten würde.

Die Diskussion war eine rege und brachte wertvolle Meinungsäußerungen und Anregungen von Seiten der Vertreterinnen der angeschlossenen Vereine. Es waren 44 Vereine vertreten, genau zur Hälfte auf Stadt und Land verteilt. Neu aufgenommen wurden die Frauenvereine Rohrbach und Erlach und der Landfrauenverein Bürglen, dazu 5 Einzelmitglieder.

Die Tagung überzeugte von neuem die Teilnehmerinnen von der Wichtigkeit ihrer Arbeit und der Notwendigkeit des Sekretariats.

Noch ein Wort zu den Konsumgenossenschaften.

Es sei mir gestattet, wenn auch wegen Abwesenheit leider etwas verspätet, doch noch den beiden Einsenderinnen in Nr. 34 und 35 des Frauenblattes eine kurze Antwort zu geben. Ich möchte zunächst dafür danken, daß sie mir Gelegenheit geben, einmal das Prinzipielle der Genossenschaft kurz darzulegen; denn im Gegensatz zu dem, was Frau E. H. S. sagt, besteht ein großer Unterschied zwischen den Einkaufsgenossenschaften Union Olten, Liga Basel und den eigentlichen Konsumgenossenschaften. Ich will in keiner Weise gegen diese genannten Gesellschaften Stellung nehmen. Mir liegt nur daran, den Wert und die ethischen Grundlagen der Konsumgenossenschaften herauszuheben. Die Genossenschaften bezwecken die Versorgung ihrer Mitglieder mit Waren unter Umgehung des Zwischenhandels; sie wollen ihren Mitgliedern, die selbst Mitbesitzer des Konsumladens sind, gute, billige Waren vermitteln und selbst keinen Gewinn erzielen. Der am Ende des Jahres erzielte Ueberschuß wird, soweit er nicht für den Betrieb benützt oder als Reserve zurückgestellt werden muß, oder für ein gemeinsames soziales Werk benützt wird, an die Mitglieder verteilt. Das ist etwas ganz anderes als die Prozente der Einkaufsliga etc.; wenn auch, wie uns gesagt wird, die Verbände der Privatgeschäfte keine Gewinne bezwecken, so sind doch die Privathändler selbst auf Gewinn angewiesen, und der vergütete Rabatt ist nur ein kleiner Teil des wirklich erzielten Gewinnes.

Diese Verbände der Privatgeschäfte haben sich übrigens erst gebildet, nachdem die Konsumvereine entstanden waren und preisregulierend ins Verkaufswesen eingegriffen hatten.

Der hohe Wert der Konsumgenossenschaftsbewegung liegt m. E. darin, daß sie versucht, den tatsächlich bestehenden Bedarf der Konsumenten zu decken, d. h. die Produktion, so weit dies möglich ist, dem Konsum anzugleichen. Sie bemüht sich deshalb auch immer mehr, wichtige Produktionszweige in ihre Hand zu bekommen. Sie will eine Ueberproduktion möglichst vermeiden, eine Tatsache von großer Bedeutung gerade in der heutigen Krisenzeit, wo auf den meisten Gebieten Ueberproduktion herrscht. Durch dieses große und schöne Ziel, die Produktion dem Konsum anzugleichen, arbeitet sie für den wirtschaftlichen Frieden in der ganzen Welt, und ihr Einfluß auf diesem Gebiete ist umso größer, je mehr Produktionszweige sie übernimmt, je mehr sie sich ausbreiten kann. Das hat nichts mit Machthunger zu tun. Die Genossenschaft will dienen und den Frieden fördern; sie will (und es ist ihr schon vielfach gelungen) durch das alle verbindende Ziel den Kampf zwischen den Klassen und Parteien mildern.

Es könnte noch manches gesagt werden; ich möchte mich aber heute darüber nicht mehr verbreiten und nur noch auf den einen Punkt eingehen, wonach die Genossenschaft die vielen auf Erwerb angewiesenen Privatläden schädigt, darunter auch viele arme Witwen. Ich möchte hier zunächst bemerken, daß die großen Warenhäuser, Trusts und Konzerne viel mehr die kleinen Privatläden schädigen, als dies die Konsumgenossenschaft tut. Es sind aber auch die allzu vielen kleinen Lädeli, die unrentabel sind, den Preis der Waren verteuern und ein gesundes Wirtschaften hemmen. Daß unter diesen kleinen Ladenbesitzern viele sehr achtenswerte, arme Witwen sind, deren Los man gerne erleichtern möchte, soll keineswegs bestritten werden. Darf uns das Mitleid mit ihnen jedoch daran hindern, für das große und schöne Ziel der Genossenschaft einzutreten, wenn wir deren Wert erkannt haben? Als die Eisenbahnen gebaut wurden, konnte man auch nicht aus Erbarmen mit den armen, nun vielfach brotlos werdenden Fuhrleuten den Bau dieses wichtigen Beförderungsmittels untersagen.

Diese Ausführungen seien als Antwort und zugleich als Bekenntnis einer überzeugten Genossenschafterin noch gesagt.

E. V. A.

Eine Auszeichnung Dr. Gertrud Bäumers.

Der Völkerbundsrat hat soeben auf Grund eines Berichtes des italienischen Außenministers Grandi die Ministerialrätin und Reichstagsabgeordnete Dr. Gertrud Bäumer zum Verwaltungsratsmitglied des Internationalen Kinematographischen Instituts in Rom ernannt.

Dr. Gertrud Bäumer braucht unsern Leserinnen nicht erst vorgestellt zu werden, sie gehört zu den führenden Frauen Deutschlands sowie der internationalen Frauenbewegung und ist seit Jahren schon Mitglied des Völkerbundskomitees für Kinderschutz.

Wie es mir erging, als ich einen Ausländer heiraten wollte. . . .

Die Stellungnahme des internationalen katholischen Frauenbundes gegen die Beibehaltung des angestammten Staatsbürgerrechts der Frau bei ihrer Verheiratung sowie auch die fingst an dieser Stelle erschienenen Beispiele, wie verhängnisvoll der Verlust des Schweizerbürgerrechts für eine Schweizerin werden kann, lassen mich vermuten, daß sich die Leserinnen dieses Blattes vielleicht für einen weitern Fall interessieren werden. Derselbe betrifft mich.

Ich bin Lehrerin. Kurz vor Kriegsausbruch verlobte ich mich mit einem Lehrer aus Graz. Während des ganzen vierjährigen Krieges stand mein Verlobter im Feld oder arbeitete als Reserveoffizier im Hinterland und mußte wie Tausend andere auf das sehnlich gewünschte Mittelschullehrer-Studium verzichten. Nach Beendigung des Krieges waren die Verhältnisse in Oesterreich bekanntlich so erdrückend und die Gesundheit meines Verlobten so angegriffen, daß wir nicht wagen durften, drüben einen Hausstand zu gründen.

Mein Verlobter, der Eltern und Verwandte damals in der Schweiz hatte, entschloß sich auf meine Bitten, hier zu bleiben, unterzog sich der schweizerischen Matura, um nachher durch das Hochschulstudium sich einem Berufe zuwenden zu können, der ihm in der Schweiz zu einer Anstellung verhelfen sollte. Als österreichischer Lehrer hatte er hier ja keine Anstellungsmöglichkeiten. Während 3 Jahren opferten wir diesem Ziel Zeit, Geld und Kraft. In meiner Stellung konnte ich es aber nicht mehr verantworten, meine langjährige Verlobungszeit andauern zu lassen, von meiner seelischen Verfassung ganz abzusehen! Wir wollten heiraten und hofften, mit meinem Lehrerinnengehalt und dem Ertrag aus Privatstunden, die mein Verlobter gab, ließen sich ein paar weitere Jahre des Kampfes ermöglichen.

In diesem Augenblick wurde das Einbürgerungsrecht der Ausländer von 2 auf 6 Jahre festgelegt und ich wäre durch meine Heirat Oesterreicherin geworden. Ich stellte an die kantonale Erziehungsdirektion das Gesuch, weiter in meinem Amte bleiben zu dürfen und begründete es mit der ganzen Notlage meines Verhältnisses. Das Gesuch wurde abgewiesen mit dem Vermerk, daß ich bei einer Heirat augenblicklich meiner Stellung verlustig gehen werde.

Ich ließ mich juristisch beraten und legte Rekurs ein, der von Instanz zu Instanz ging und ein Jahr lang nicht beantwortet wurde. In dieser Zeit der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung versuchten wir nochmals in Oesterreich Boden zu fassen, wurden aber von sämtlichen Freunden gewarnt, dort einen Haushalt zu gründen, eine Schweizerin würde die Fremde in dieser Notlage nicht ertragen. Daß ich nach all den angstvollen Jahren keine neuen Unsicherheiten mehr ertrug, erlebte ich noch in der Heimat. Ich wurde nervenkrank und mußte ein Vierteljahr Urlaub nehmen. Wohin ich blickte, sah ich Dunkelheit und ich hatte nicht mehr die Kraft, weiter zu kämpfen. Ich löste mein Verlöbnis; was das kostete nach siebenjährigem treuen Zusammenhalten — darüber braucht es keine Worte.

Mein Verlobter fand natürlich sofort Anstellung als Lehrer in seiner Heimatstadt, brachte sich mit Not und Kummer durch und hatte vorläufig keinen Nutzen des Studiums, das er unter großen finanziellen Opfern hier betrieben hatte.

Nach einem Jahr, als wir beide wieder festen Fuß gefaßt und seelisch eine neue Lebensrichtung eingenommen hatten, kam der Bescheid, daß mein Rekurs Erfolg gehabt habe. Die Verhältnisse in der Schweiz lagen aber immer noch so, daß wir auf Jahre hinaus keine Existenzmöglichkeit für meinen ehemaligen Verlobten sahen, er ertrug auch die Abhängigkeit von einer Frau nicht länger und so ließen wir dem Schicksal seinen Lauf. Wir haben uns beide bis heute nicht anderweitig verheiratet; ob unter Ehe in den vorliegenden Verhältnissen glücklich geworden wäre, berührt ja die prinzipielle Frage nicht. Tatsache ist, daß der Verlust des Schweizerbürgerrechts das Leben einer Frau zerstören kann.

In dieser kritischen Zeit lernte ich die Macht eines Zivilrechtes, das oft mit den menschlichen Rechten so gar nichts zu tun hat, kennen und mein Schweizerbürgertum auf eine traurige Art schätzen. Als ich mich mit 23 Jahren verlobte und die Welt so geordnet schien, hatte ich keinen Begriff von der Tragweite meines Schrittes. Seit jener Zeit bin ich auch bewußte Anhängerin der Frauenbewegung.

E. S.

Wohltätigkeit und Sozialismus.

Ein Brief.

Liebes Fräulein!

Sie beklagen sich, daß Sie es so oft erfahren müssen, wie man in sozialistischen Kreisen alle Ihre hingebende Arbeit in wohltätigen Institutionen, wie sie namentlich auch dieser Notwinter wieder mit sich bringen wird, mehr oder weniger kritisch, wenn nicht gar feindselig, beurteile. Ich verstehe Ihre Klage, denn auch ich hätte noch vor wenigen Jahren diese Ablehnung des „Wohltätigkeitsrummels", wie all diese Tätigkeit schon benannt wurde, nicht begriffen. Aber in diesen letzten Jahren, da wir mitten unter dem Proletariat wohnen, sind mir manche Lichter aufgegangen, so daß ich nun vieles verstehe und nachfühle, wo ich es früher trotz allen sozialen Verständnisses, das ich doch immer zu haben glaubte, nicht konnte. Ich könnte nicht einmal sagen, wieso es einen solchen Einfluß hat, wenn man im Arbeiterquartier wohnt und lebt. Man bekommt Einblicke, — doch ganz anders als wenn man im „besseren Viertel" und von dort aus etwa mit denen von der andern Seite des „Grabens" zu tun hat. Man idealisiert gewiß nicht mehr — das wird einem ja so gern vorgeworfen — aber man versteht, man fühlt mit. Wenigstens mir ist es so gegangen, daß ich es auf einmal merkte, daß ich eigentlich auf die andere Seite des Grabens gehöre, daß ich mich auch äußerlich zum Proletariat stellen müsse, nachdem ich durch meine ganze Entwicklung innerlich zu ihm geführt worden bin. — Aber gerade wir Frauen sollten doch über den Graben hinüber miteinander zu reden, einander zu verstehen suchen. Darum hoffe ich, es sei nicht fruchtlos, wenn ich als Sozialistin Ihnen, der Bürgerlichen, diese oft unverständlich schroffe Beurteilung der Wohltätigkeits-Aktionen verständlicher zu machen suche.

Als Sozialisten können wir gar nicht anders — wir müssen die Wohltätigkeit als unentbehrliches Uebel ansehen. Unentbehrlich jetzt

---

sich, und eine erhabene Erschütterung wird ausgelöst, dergleichen der Idealist in seiner Todesstunde besitzen, schauen und spüren möchte. Und dann läßt sie Raabe als Romantiker, als Bildner bewerten. Seine Kunst, Landschaft mit Stimmung zu sättigen und zu symbolisieren, tritt nach Maßgabe der starken Handlungen hervor. Seine Frühlingsau ist recht dazu angetan, den Zug der Hämelschen Kinder nach den dämonischen Harzbergen hinzuleiten. Seine gespenstige Mühle kennt den wilden Jäger und seine Meute. Treu und beherzt steigt die Maid in die Kerlernacht, der das letzte Morgenrot des Liebsten folgen wird. Patrizische Greisinnen, die ersten in der langen Reihe der hilfreichen Raabeschen Frauen, heben an (1394 in Nürnberg), die Sondersiechen zu speisen: „Und war ein leuchtend Werk im Jammer." Nach Geist und Koloriten besitzt das mittelalterliche Stadtbild Wilhelm Raabes Vollendung. Seine eigentlichen Abzeichen sind die rembrandtisch dunkeln Klausen, wo die Magister, von den nahen Domglocken schwällen zu jeder Stunde, von etlichen Abendsonnenstrahlen und den Würzbüsten ihrer verödeten Jugendgärtchen nur selten erreicht, ihre Pergamente füllen und der Zeiten Drangsal niederschreiben. Unverkennbar: Die Bedeutung der historischen Novellen Raabes haftet an den fast durchweg vorhandenen Beschauern der wilden Handlungen, vereinsamten Greisen, „die die eiserne Hand an ihrem Herzen gespüret", „der Welt Wirrwarr deuten gelernt", und die „Angst von sich abgetan haben".

Geschlechtliche Erziehung des Kindes.

Die jüngst erschienene Schrift von Heinrich Hanselmann (Rotapfelverlag, Fr. 1.60) über Geschlechtliche Erziehung des Kindes hat Eltern und Erziehern viel zu sagen. An sie wendet sich der Verfasser, doch dürften auch ernsthaft suchende Jugendliche selbst die Schrift mit großem Gewinn lesen. Denn, statt, auf weiten Umwegen über medizinische und soziologische Betrachtungen Problematik zu beleuchten, wie dies so manche der sog. Aufklärungsschriften an sich haben, wird hier schlicht aber deutlich, aus reicher Erfahrung heraus, geredet und geraten. Zur „Beruhigung und Ermutigung" der Erzieher, als Beitrag, „daß die von vielen Seiten erfolgende Verdächtigung und Verunglimpfung von Millionen von ‚modernen' Kindern wieder von ihnen genommen und gut gemacht werde", ist die Schrift erschienen. Sie kann diesen ihren Zweck sehr gut erfüllen, darüber hinaus aber ist sie eine gute Anleitung zur Selbsterziehung der Erzieher. Denn immer wieder, an zahlreichen vorzüglichen Beispielen, wird veranschaulicht, wie sehr die Fehler der Erwachsenen, ihr Mangel an harmlos-natürlicher Einstellung zu den Fragen des Geschlechtslebens, das Kind in falsche Bahnen zwingen. Winke an allzu zärtliche Mütter und Pflegerinnen, an allzu pedantische Theoretiker sind sehr aufschlußreich.

Das Kapitel „heikle Fragen und harmlose Antworten" erzählt drastisch und wahr von Kinderfragen, wie wir alle sie kennen und deckt auf, wie oft die durch die Fragestellung so prächtig geschaffenen Gelegenheiten, dem Kinde zu natürlich-selbstverständlicher Verarbeitung seiner Beobachtungen zu helfen, verpaßt werden.

Daß geschlechtliche Erziehung des Kindes nicht allein in sogenannter Aufklärung beruht, sondern unmittelbar in engstem Zusammenhang mit aller Erziehung steht, daß sie schon beim kleinen Kinde zu beginnen hat, wird immer wieder betont. Ein Kind, zu äußerlicher Sauberkeit erzogen, an Klarheit der Gedanken gewöhnt, zur Selbstbeherrschung angeleitet, wird auch in geschlechtlicher Hinsicht zum geordneten Leben kommen.

Begabte Erzieher finden in der kleinen Schrift viel Anregendes, ängstlich-ungeschicktere Belehrendes, das sie etwas sicherer machen kann. Den Pessimisten, die so bedrückend wehmutsvoll die Köpfe schütteln über die „verderbte Jugend", ist die Einsichtnahme in manche „Elternfehler" gewiß nutzbringend. Ein Pestalozzi-Zitat und einige Worte des Verfassers, sie bilden zusammen den Abschluß der Schrift, fassen am besten deren Gesinnungsgehalt zusammen, sie seien auch hier abschließend zitiert. Aus Lienhard und Gertrud: „Arner gründete seine Gesetzgebung gegen die Verwirrungen des Geschlechtstriebes vom Liebäugeln bis zum Kindermord darauf, daß er der Gewaltsamkeit dieses Triebes durch Uebung in Bedächtigkeit und Ordnung entgegenarbeitete, ehe er da war. Kam der Geschlechtstrieb dann, so fand er das Haus bürgerlich gewischt und gezäert und der Herr des Hauses hatte Kräfte, den bösen Geist an die reinliche Ordnung, die einmal in seinem Hause herrschte, zu gewöhnen und ihn allfällig, wenn er poltern wollte, an die Kette zu legen." Und dann Hanselmann: „Und eines noch! Wir können das Kind auf sein Leben nur vorbereiten; abnehmen können wir ihm das Leben nicht, nicht an seiner statt hören, sehen, fühlen und wollen, lieben und leiden! Es muß selbst ins Leben sehen, machen wir es so gut als möglich selbständig. So dürfen wir auch zuversichtlicher werden, trotzdem wir heute die Jugend früh in die Welt entlassen müssen. Die heutige Welt ist nicht schlechter, sie ist nur anders als wir sie antrafen zu unserer Zeit. Mir scheint sie in vielen Beziehungen sogar besser zu sein."

E. B.

Vom Schamgefühl.*

In einem engen Zusammenhang mit der Forderung einer Erziehung zur Selbstbeherrschung steht die andere der Erziehung zur Schamhaftigkeit. Denn die Beherrschung des eigenen Ichs in all seinen Ausdrucks- und Aeußerungsformen ist nicht nur notwendig für das Wohl des eigenen Ichs. Wir müssen uns ebensosehr auch zwecks Wohlergehens der Mitmenschen zusammennehmen lernen. Der Ichsüchtige, der Egoist auf jedem Gebiet, ist ja immer ein Schädling der Gesellschaft. Wäre der Mensch allein auf der Welt, so könnte er sich in jeder Weise gehen lassen, freilich würde er dann wahrscheinlich bald wegen Unmäßigkeit sterben.

Auch das Schamgefühl ist ein doppelter Förderer des einzelmenschlichen und mitmenschlichen Wohl-

* Abgedruckt aus: Hanselmann, „Geschlechtliche Erziehung" mit Erlaubnis des Rotapfel-Verlags, Erlenbach-Zürich und Leipzig.

noch, weil eben die Verhältnisse so ungerecht sind, daß manche im Ueberfluß leben, während Andere — die weit größere Zahl — ihr Leben lang nie aus den Sorgen herauskommen. Unentbehrlich ist das Uebel, — nicht notwendig, da es eben nicht die Not wendet, nicht hilft, daß die Leute fernerhin ihr ausreichendes Auskommen erhalten. Eine Wohltätigkeit in unserm Sinne sollte zugleich daran arbeiten, daß sie überflüssig werde. Und das ist es, was bewußte Sozialisten die bürgerliche Wohltätigkeit als so bitter empfinden läßt: es wird doch meist ruhig hingenommen und als Gottes Ordnung angesehen, daß es Reiche und Arme gibt, weil es sie immer gegeben habe. Ich muß sagen, das macht auch mich nervös. Ich würde es nie wagen, es als Gottes Ordnung hinzustellen, daß gerade ich mehr haben soll als tausend andere, daß neben mir viele darben. Nein, so lange es mir besser geht als andern, möchte ich mich dafür einsetzen, daß es diesen ebenso gut gehen möge — aus reinem Egoismus vielleicht, damit ich ruhigeren Gewissens z. B. meine Ferien genießen könne, weil meine Schwestern, die sie vielleicht noch viel nötiger haben, sie auch bekommen.

„Eben, darum haben wir ja die Wohltätigkeit, um diesen andern zu helfen", meinen Sie nun; da sollten doch gerade Sie uns verstehen." Nein, da ist eben der tiefgehende Unterschied. Ich möchte da Bernhard Shaw: „Wegweiser für die intelligente Frau zum Sozialismus und Kapitalismus" empfehlen, und zwar speziell das Kapitel: „Persönliche Rechtschaffenheit". Hier ist das besser gesagt, als ich es sagen könnte:

„Viele betrachten den Sozialismus als ein wohltätiges Unternehmen zum Nutzen der Armen. Nichts könnte von der Wahrheit weiter ab sein. Der Sozialismus verabscheut die Armut und möchte die Armen abschaffen. — Der Sozialismus verabscheut jedes Almosen, nicht nur gefühlsmäßig, weil es den Bettler mit Demütigung, den Gönner mit bösem Stolz und beide mit Haß erfüllt, sondern weil es in einem gerecht und umsichtig verwalteten Lande dafür weder eine Entschuldigung seitens des Bettlers, noch eine Gelegenheit seitens des Gönners geben dürfte. Diejenigen, die es lieben, den barmherzigen Samariter zu spielen, sollten bedenken, daß es ohne Räuber keinen guten Samariter geben kann. Erlöser und Retter mögen herrliche Gestalten in der Heiligengeschichte und Romantik sein. Aber da sie ohne Sünde und Opfer nicht existieren können, sind sie böse Symptome. — In der Welt wird immer ein großes Verlangen nach Güte bestehen. Diese sollte aber nicht verschwendet werden an Siechtum und Hunger, die ohnehin zu vermeiden wären. Solche Greuel bestehen zu lassen, um unser Mitgefühl daran betätigen zu können, ist das gleiche, wie unsre Häuser in Brand stecken, um die Kraft und Kühnheit unserer Feuerwehr zu erproben. Die Menschen, die die Arbeit hassen, werden ihrem Ende setzen, nicht die andern, die Mitleid mit ihr haben. Almosen geben ist ein Uebel, mit dem wir freilich jetzt nicht aufhören können, weil es sonst Hungeraufstände und vielleicht Revolution gäbe."

In diesen Worten ist es klar, vielleicht etwas rücksichtslos klar, gesagt, was uns die übliche Wohltätigkeit so kritisch betrachten läßt, wo sie diese Einstellung nicht hat. Und ich möchte nur noch eine Beobachtung dazu sagen, die sich mir aufdrängt. Gerade die Wohltätigkeit, die doch eine Brücke über den Graben schlagen möchte, der Besitzlose und Besitzende trennt, gerade die vertieft oft die Kluft. Es ist naturgemäß, daß Sie in Ihrer Tätigkeit als „beste Klienten" die haben, die ohne Hemmung und Scham Almosen annehmen, ja sich dazu drängen, wo es nur etwas zu erhaschen gibt. Wehren Sie sich nicht, — sicher nicht alle, bei weitem nicht alle Ihrer Schützlinge fallen unter diese Rubrik. Aber eben doch ein großer Prozentsatz. Und dann sehen Sie sich genötigt, solche unerfreulichen Elemente etwas kurz zu halten, eine gewisse Vormundschaft über sie auszuüben, — was Ihnen niemand verübeln kann. Aber gerade das hält dann wieder die Notleidenden, die etwas auf sich halten, zurück, so daß die Besseren, Tüchtigeren, Stolzeren, denen das Unterstütztwerden eine Demütigung ist, erst sehr in zweiter Linie — viele gar nie — in Ihren Bereich treten. Und das gibt wieder die schiefe Anschauung Ihrer Kreise über unser „Volk", das Sie — verzeihen Sie — zu kennen meinen und im Grunde nur sehr einseitig kennen. Das ist es, was ich damit meine, wenn ich von einer Vergrößerung der Kluft rede.

Glauben Sie nicht, ich bilde mir ein, Sie mit meinen paar Worten zum Sozialismus bekehren zu können. Glauben Sie auch nicht, ich wolle Ihnen all Ihre Arbeit heruntersetzen und verleiden. Das erste kann ich nicht, das zweite möchte ich nicht. Aber das möchte ich: Ihnen helfen, unfreundliche, ablehnende, ja feindliche Aeußerungen aus unsern Kreisen über Ihre Arbeit eher zu verstehen und darum zu verzeihen.

Und noch einmal: lesen Sie Shaw, nicht nur das angeführte Kapitel. Er hat es verdient, gerade um uns Frauen.

In Freundschaft grüßt Sie Ihre J. Sch.

Frauen! WERBET fleißig neue Abonnenten für Euer gutes Blatt!

Abonnentinnen erhalten für jedes uns eingesandte Ganzjahres-abonnement **Fr. 3.- Gutschrift** auf ihr eigenes Abonnement, (oder Fr. 1.50 auf jedes Halbjahresabonnement). Seit dem 1. Januar ist die Zahl der Leserinnen in stetem Steigen begriffen, was sich bereits in einem, wenn auch bis heute bescheidenen Ausbau der Zeitung auswirkte. Ihr habt also nebst dem materiellen auch ein moralisches Interesse an der eifrigen Werbung, denn jedes neue Abonnement hilft mit am Aufstieg Eures Blattes. Die Administration

Frauen des Ostens.

Erinnerungen an meine Weltreise.

kfp. Frauen erinnern mich immer an Edelsteine — sogar an ungeschliffene zuzeiten. Wir Frauen des Westens, die wir heutzutage mitten im Kampf um Gleichberechtigung stehen und daher scharf und kantig geschliffen sind, sodaß etwas von der alten Weiche verloren gegangen, lassen mich an Diamanten denken: etwas kalt, etwas vordringlich, mit dem halb entdeckten Geheimnis ewiger Jugend in Händen, sprühend (wer weiß, ob nicht ein wenig zu sprühend?), temperamentvoll bis an die sorgsamgepflegten Fingerspitzen und alle Farben, das will sagen, alle Eigenschaften aller Frauen der Welt enthaltend, aber bald die, bald die andere vorkehrend und meist im kühlen weißen Licht einer gewissen Neutralität glänzend, — wie der Diamant, mit Recht oder Unrecht am höchsten bewertet. Ein Mann mag daheim mit umgekippten Lidern von einer Japanerin schwärmen, wenn er hier draußen nur eine Weiße bekommen kann, gibt er gern sechs gelbe dafür auf. (Ausgenommen der Mann, der nur noch ein Herz im Magen und im Beutel hat. Eine Farbige ist nämlich billiger und kocht, wenn abgerichtet besser.) Abgesehen von Heiratsfragen, in denen ich Rassemischungen als Rasseverbrechen betrachte und bei Mann und Frau auf das strengste verurteile (nachdem ich die Folgen zu oft gesehen!), kenne ich keine Farbvorurteile. Und meine Freunde gehen vom tiefsten Schwarz zum unverbranntesten Europaweiß. Deshalb vertiefe ich mich gern in das Leben, Treiben und oft krause Denken unserer dunklen Schwestern und vergleiche auch sie mit Edelgestein. Da ist die Inderin, hier vorwiegend in der Tamilfrau vertreten. Ich muß bei ihrem Anblick, selbst wenn sie alt, schmutzig und zerzaust ist und neben einer Schüssel voll gelben, roten braunen und grauen Kerris sitzt, die Straßenköter verjagt und längst keinen verhüllenden Schleier mehr trägt, immer noch an einen Rubin denken. Denn jung sind sie wie Rassepferde mit funkelnden Augen, zuckenden Gliedern, lebenshungrigen Lippen. Sie glühen wie ein Rubin, und selbst in den alten, erloschenen Augen flammt noch etwas, das an Glut unter Asche mahnt. Ihr Leben ist ein Rausch der Sinnlichkeit, erst im Genießen als das Lieblingsweib ihres Mannes, dann in Träumen, endlich im Planen für das Kind und in ewigem leeren Geschwätz der Zenana. Sie fährt im geschlossenen Wagen aus und verbringt ihr Leben hinter dem Vorhang, kocht übersüße Speisen für ihren Gebieter und kratzt zuzeiten einer Rivalin ein Auge aus. Ihr Ehrgeiz gipfelt in einem schönen Leib und in der Menge geborener Knaben... — Da ist die stille Ibanfrau mit ihrem Rotanggewand und ihren zahllosen Anhängern. Still sitzt sie am Webstuhl (der auf ihren ausgestreckten Beinen ruht) und ihre Augen suchen die Ferne. Sie erinnert mich an einen Saphir: weich, versonnen, zufrieden mit all' dem, was ein Kind befriedigt. So ist die stille, blaue, sonnendurchwobene Südsee mit den sich schläfrig spiegelnden Palmen, den Eremitenschnecken, den langsam bauenden Korallen, den Perlaustern auf Klippengrund. So leer wie eine Auster ist auch das Gehirn. Und das ist eine viel echtere und tiefere Glücksquelle, als meine Diamantenschwestern es glauben. Während ich studieren, laufen, forschen, prüfen mußte, zerkratzt und zerbissen aus dem Urwald kam, mich an dem und jenem verletzte, nie ruhen durfte und fieberhaft sammelte, saß die Glückliche mit versteinertem Lächeln, bewegte die Finger und... dachte an nichts! Wenn ich arbeitete, lächelte sie ihr stilles, überlegenes, selbstzufriedenes Saphirlächeln... — Chinesinnen sind anders: tiefer, geheimnisvoller, gefaßter und kälter. Sie gleichen ihrem Lieblingsstein, dem grünen Nephrit. Ihre steifen Möbel, ihre kantige Schrift, ihre hochgeschlossene Jacke und die engen, schwarzen Hosen sind der stoffliche Ausdruck ihrer verwickelten Etikette, ihrer Einengung durch die verrauschenden Jahrhunderte, die Unwandelbarkeit ihrer Ideale; eindruckslos sind die Gesichter der älteren Frauen, seltsam unberührt vom Flug der Zeit, zwanzig oder fünfzig, kaum vermag man es zu sagen: doch die ganz jungen, die mit großen Hornbrillen zur Hochschule laufen, zeigen die belebten Züge verzweigt denkender Wesen und gleiten vom alten Typus der Rasse ganz erstaunlich hinweg. Die Symbolik, die ein liebliches Goldnetz um die Alten gesponnen, weicht mehr und mehr zurück. Was sich da langsam bildet, mag ein wundersamer Falter oder ein häßlicher Zwitter werden; ich erhoffe mir den Falter. — Japanerinnen in ihrem kleidsamen Kimono, auch in Singapore die Straßen belebend, haben sich ihre Eigenart trotz moderner Einflüsse erstaunlich gerettet. Sie mögen studieren, das Wahlrecht erstreben, sich vom Ehezwang befreien, ins grelle Rampenlicht der Oeffentlichkeit treten und doch noch weiblich und lieblich bleiben. Ich finde sie ganz gefährlich, denn Männer — ob schwarz wie eine Kerzennuß oder weiß wie eine geschwellte Mandel — lieben nun einmal das betont Weibliche, das in unserem modernen Sportwahnsinn mehr als in aller sonstigen Tätigkeit verloren geht. Vielleicht bleibt die Japanerin so sehr **Weib** (mir scheint sie ein lichtgeküßter Türkis), weil sie in der wundersamen Symbolik ihres Landes weiterlebt, weil die hellen Matten gegen den ungeschmückten Zimmerhintergrund Rast und Ruhe verleihen, weil die Kakemono oder Rollbilder nur einen Gedanken auf einmal, doch den einen in all seiner Tiefe und Verzweigtheit vorführen; weil die täglichen Höflichkeiten mit dem Pudern des Gesichtes beginnend, ehe jemand begrüßt wird bis zur Ueberreichung des Tees an ein heimkehrendes Familienmitglied, die das Leben so verschönernde Aufmerksamkeit nicht einschlafen lassen; weil die Blumenfeste, allen frei und allen lieb, immer wieder das Schöne in Natur und Leben betonen; weil Malerei nach einer Mahlzeit oft als vergnügliche Beschäftigung gepflegt wird, weil der einfachste Gegenstand eine sinnbildliche Bedeutung hat (der Fächer zum Beispiel Wohlstand, die Schildkröte Demut, die Föhre Alter, der Bambus Rechtschaffenheit). Was immer der Grund, so ist die Japanerin unleugbar die anziehendste Frau des Ostens, der Fremdrassen überhaupt. — Negerinnen sind wie der Unyx, glitzern, sprühen, sind gefährlich, wenn man ihre Tiefen aufwühlt und leben in einer ewig wechselnden Aura sie verfolgender Geister. Ihr Wuduglaube steckt tief und unmittelbar. Auf eine froh gesungene Hymne hin sind sie imstande, einem blutigen Opfer beizuwohnen, jemand durch geschabte Fingernägel und zerstäubtes Glas zu vergiften, das heißt, allmähliche Zerstörung der Eingeweide herbeizuführen oder unter das Haus eines Feindes einen „Geist" zu pflanzen, der die Bewohner töten oder sie krankmachen soll, aber wenn sie sich wahrhaft an jemand schließen, sind sie blindlings liebend und treu ergeben. — Die Malayinnen erinnern mich an einen Topas. Licht, hübsch, mit wenig Ausdruck, ein schnelles Lächeln auf ein freundliches Wort hin und ein heimtückisches Hassen; denn Grausamkeit liegt in allen Rassen des Ostens. — Temperament und einige Bräuche unterscheiden die Völker Europas untereinander, die Völker des Ostens sind die Erzeugnisse völlig verschiedener Religionen, Gewohnheiten, Ueberlieferungen. Zwischen dem Verzichten auf schlechte oder zwecklose Handlungen des Buddhismus, der läuternden, zum Versenken lenkenden Nirwanaerreichung bis zum fatalistischen Mohammedanismus, von der Vorfahrenverehrung und der göttlichen Huldigung des Mikados im Shintoismus bis zur alten Sittenlehre Kung Fu Tses, zum Animismus der Südsee, der noch so stark die heutigen Malayen trotz tausend Jahre beherrschenden Islams bindet, sind alles Schluchten, die sich nur schwer überbrücken lassen... — Frauen! Edelsteine, die vorsichtig behandelt werden sollten! Die trotz neuer Werte entstellende Kratzer an Leib und Seele am besten verhüten mögen, denn unverletzte Steine geben das schönste Feuer und erringen Höchstwert. Und da wir schon von Feuer sprechen: Manchmal will mir die Kälte des Diamanten bei allem Funkeln nicht gefallen; noch weniger die Härte und das aufdringliche Glitzern. Auch im Opal spiegeln sich, aber ungleich feiner, weicher, abgetönter alle Farben des Regenbogens. In dieser Weichheit, in dem flimmernden Geheimnis, in dem stillen Locken liegt der Reiz. Wir Kinder der weißen Rasse sind wissend, zum Führer geboren, aber Weichheit ist durch alle Jahrtausende unseres Geschlechts Hauptzauber gewesen. Das ist lange nicht gleich bedeutend mit Schwäche. Die Stärke liegt auf dem Grund, aber wer uns ergründen will, muß in das Opalflimmern unserer sorgsam verschleierten Seele schaun. Und je geheimnisvoller und weicher wir flimmern, desto tiefer und andauernder wird dieses Schauen. Alma Karlin.

Von Diesem und Jenem.

Auszeichnung von Frau Curie.

Anläßlich des Internationalen Radiologen-Kongresses in Paris wurde Frau Curie, der Mitentdeckerin des Radiums und Nobelpreisträgerin, die goldene Medaille der amerikanischen Radiologen-Gesellschaft verliehen.

Lehrerinnenbildung in China.

Im Jahre 1928 gab es in China 275 Lehrerseminare, wovon 67 Lehrerinnen ausbildeten. Da von den höheren Schulen Chinas unter rund 6,5 Millionen Schülern nur eine halbe Million Schülerinnen festgestellt wurden, hat der Unterrichtsminister die Koedukation eingeführt, um den Frauen den Zugang zu den höheren Bildungsstätten zu erleichtern.

Frauenarbeitsmarkt.

Arbeitsmarktlage für Frauen im Monat August 1931.

Stadt Zürich.

Aus dem Stichtagrapport (31. August) geht hervor, daß 375 Stellensuchende sich zur Vermittlung eingetragen haben (Vormonat 421). Es waren am 31. August noch 163 Arbeitsplätze zu besetzen (165). Gegenüber dem Vormonat ist eine kleine Zunahme an Vermittlungen festzustellen.

Stellenangebote für Schneiderinnen sind noch vorhanden. Mangels einheimischen Ersatzes mußten kurzfristige Saisongesuche für gelernte Pelznäherinnen (Maschinen- und Handbetrieb), sowie vereinzelt solche für Saison-Modistinnen befürwortet werden.

Obwohl die Vermittlungen gegenüber dem Vormonat für Büropersonal zugenommen haben, sind immer noch gute Kräfte angemeldet.

Im Hotel- und Gastwirtschaftsgewerbe sind sich sowohl die Zahl der Stellensuchenden wie die der offenen Stellen und der Vermittlungen ungefähr gleich geblieben. Vorschläge von geeignetem Personal können für alle Kategorien jederzeit gemacht werden.

Im Haushaltberuf meldeten sich im Berichtsmonat weniger Hausgehilfinnen an, demgemäß verringerten sich auch die Vermittlungen.

Aus der Wasch- und Putzabteilung konnten 628 Aufträge ausgegeben werden. Für die Hilfsarbeiterinnen sowie auch für die Wasch-, Putz- und Spettfrauen ist das Amt dringend auf Arbeitsangebote angewiesen.

Kanton Zürich:

Der Stichtagrapport führt 209 Stellensuchende (Vormonat 187) und 129 offene Stellen (155) auf.

In den Berufsgruppen Industrie, Gewerbe und Hotel hat sich die Arbeitsmarktlage im Berichtsmonat unwesentlich verändert. Im Haushaltberuf ist ein Ansteigen der Vermittlungen festzustellen.

Frauenarbeitsamt von
Stadt und Kanton Zürich.

Von Kursen und Tagungen.

Schweiz. Kurs für Heimerziehung des Kleinkindes
13., 14., 15. Oktober 1931
im Kirchgemeindehaus Enge, Bederstraße 25, Zürich, veranstaltet vom Zentralsekretariat **Pro Juventute,** in Verbindung mit dem Kantonalen Jugendamt und dem Städtischen Jugendamt I, der Schweiz. Pflegerinnenschule und der sozialen Frauenschule, Zürich. Kursleitung: Frl. Dr. L. Leemann, Oberin der Schweiz. Pflegerinnenschule, Zürich.

Programm:

Dienstag, 13. Oktober: 9 Uhr: **Eröffnung** durch Herrn Dr. R. Loeliger, Zentralsekretär Pro Juventute, Zürich. 9.15 Uhr: **Seelische Entwicklung** (Anlage und Umwelt). Von Prof. Dr. H. Hanselmann, Zürich. 10.45 Uhr: **Fühlen, Wollen und Denken des Kleinkindes** (mit besonderer Berücksichtigung des Heimlebens). Von Frau Loosli-Usteri, Genf. 15 Uhr: **Sprachentwicklung und Sprachstörungen im Kleinkindalter.** Von Dr. med. A. K. Kistler, Zürich.

Mittwoch, 14. Oktober: 9 Uhr: **Vom Umgang mit Kleinkindern** (Erziehung und Selbsterziehung). Von Prof. Dr. H. Hanselmann, Zürich. 10.30 Uhr: **Vorzüge, Grenzen und Gefahren der Heimerziehung.** Von Frau L. Nebel, Kinderheim, Heisch-Hausen a. A. 15 Uhr: **Pädagogische Einzelfragen** (Bedingter und unbedingter Gehorsam, Eigensinn, Erziehung zur Geduld, zur Sauberkeit, geschlechtliche Erziehung usw.). Einleitendes Referat, darauf Beantwortung von Fragen, Darstellung einzelner Beispiele. Von Prof. Dr. H. Hanselmann, Zürich.

Donnerstag, 15. Oktober: 9 Uhr: **Hygienische Fragen im Kleinkinderheim.** Von Prof. Dr. med. G. Fanconi, Zürich. 10.30 Uhr: **Motorische Rückständigkeit und motorische Störungen.** Von Dr. med. E. Hallauer, Zürich. 14.30 Uhr: **Bewegungserziehung im Säuglings- und Kleinkindalter:** a) Säuglingsturnen (mit Vorführungen). Von Frl. Lilly Wedekind, Zürich. b) Bewegungsspiele für das Kleinkind (mit Vorführungen). Von Frl. Gertrud Weber, Aarburg.

Kurskarten Fr. 6.—, Tageskarten Fr. 3.—. Anmeldungen sind möglichst frühzeitig an das Zentralsekretariat Pro Juventute, Abteilung für Mutter, Säugling und Kleinkind, Seilergraben 1, Zürich.

197

befindens. Wir verstehen darunter das Schicklichkeitsgefühl in geschlechtlichen Dingen. Die Weckung und Entwicklung des Gefühls für das, was sich in allen Dingen schickt, muß in der Kleinkindzeit beginnen, schon beim einjährigen Kind. Aber ähnlich wie bei der Erziehung zum Gefühl für das Reinliche und Saubere liegt diese Erziehung weniger im Vorreden als im Vorleben durch die Erzieher. Wie gut, daß Frauen diese Aufgabe in erster Linie haben, denn sie haben gewöhnlich ein feineres Gefühl für das Schickliche als der Mann. Das kommt sicher zum Teil davon her, daß in Jungmännerkreisen als ein Zug des Mannesideals gilt, in geschlechtlichen Dingen „nicht zimperlich", „nicht dämlich" zu sein, sondern derb und saftig darüberweg oder drauflos zu gehen.

Die bewußte Erziehung zum Schicklichkeitsgefühl ist deshalb besonders notwendig, weil gerade heute die Auffassungen wieder weit auseinandergehen über das, was schicklich sei und was nicht, insbesondere auf dem Gebiete des Geschlechtslebens. „Dem Reinen ist alles rein" wird gedankenlos nachgesagt von denen, die dabei vielleicht von sehr unreinen Absichten oder Wünschen bewußt oder unbewußt geleitet sind.

Man weist auf die Naturvölker hin, die nackt gehen. Aber es bedeutet einen großen Mangel an Bildung, anzunehmen, daß die Wilden keine Geschlechtslebens-Sitten und kein Schicklichkeitsgefühl hätten. Zuverlässige Forscher berichten da das gerade Gegenteil. Es kommt vor, daß Frauen Selbstmord begehen, weil sie vergessen haben, Wasser zu holen, für das Essen zu sorgen; Selbstmord kann die Folge sein davon, daß jemand von einer geschlechtlichen Verirrung nur geträumt hat; öffentliche Selbsttötung erfolgt nicht selten, wenn einer Frau vorgeworfen werden muß, daß sie ihrem auf der Jagd abwesenden Manne die Treue gebrochen habe. Das Schicklichkeitsgefühl in geschlechtlichen Dingen ist bei den Wilden hoch entwickelt, wenn es sich auch zum Teil in ganz anderer Weise äußert als bei uns. Sicher aber, so wird uns berichtet, wären Szenen von „Liebenden", wie wir sie beim Eintritt der Dunkelheit in jedem städtischen Park in Europa sehen müssen, bei den nackten oder nur mit einem Schamblatt bedeckten Wilden eine Unmöglichkeit.

Zwei Dinge können wir von ihnen lernen. Erstens steht das geschlechtliche Schamgefühl in einem engen Zusammenhang mit dem Schicklichkeitsgefühl für andere Dinge. Wer sich unschicklich im Essen und Trinken benimmt, wird auch geschlechtlich schamlos sein. Das wissen die Wilden scheints besser als viele Zivilisierte. Vor uns wußte man es auch, denn daß Völlerei zur Hurerei führe, das sagen alte Sprüchworte sehr deutlich. Die Wilden leben, besonders wenn sie mit Kindern zusammen sind, in sehr vielen Kleinigkeiten des Alltags besonders schicklich; sie übertreten die bei ihnen geltenden Gebote zum Beispiel für das Grüßen, für das Fasten und Warten, für die Hautbemalung, für die Haarpflege und so fort gerade vor Kindern nicht.

Zweitens lernen wir, daß Schamhaftigkeit und halbe bis völlige Nacktheit sich sehr wohl miteinander vertragen. Wir erleben es ja auch bei uns im Strandbad, im Ballsaal und auf der Straße, wie verschieden die mehr oder weniger angezogenen Frauen sich verhalten und darum verschieden anzüglich wirken. —

Das Gegenteil der Schamhaftigkeit ist Lüsternheit, die Sucht, das Verborgene bei andern zu sehen oder das eigene Verborgene vor andern zu zeigen. Das zweite folgt oft aus dem ersten. Man hat nun behauptet, daß die Lüsternheit nur eine Folge der Bekleidung sei; man verhüte sie am besten durch die sogenannte Nacktkultur. In geschlossenem Kreise, zunächst in der Familie, dann in einem gemischten Freundeskreise sollen Kinder und Erwachsene in völlig nacktem Zustande miteinander spielen, baden und sich in der freien Natur tummeln. Wenn dann das Kind von früh auf wisse, wie „es" bei Männern und Frauen aussehe, dann habe es gar kein Bedürfnis, sich später darüber Vorstellungen zu machen, wenn es im Alltag den Menschen im bekleideten Zustand begegne.

Hierin liegt eine verhängnisvolle Täuschung in doppelter Hinsicht. Erstens einmal wird ja das Kind gar nicht an das Nackte gewöhnt, denn es lebt ja zumeist mit Bekleideten zusammen. Zweitens täuschen sich, so sehr sie sich wehren, sehr viele Verfechter der Nacktkultur über sich selbst, über die ihnen vielleicht selbst nicht klar zum Bewußtsein gekommenen Beweggründe ihrer Lehre, über die verkappten Wünsche, die da zugrunde liegen. Es ist ähnlich wie in der Stellung der meisten zum Nackten in der Kunst. Viele Menschen sind sich bei der Betrachtung solcher Kunst über die verschiedenen Beweggründe und Wirkungen auf sie selbst nicht klar und einige andere, die sich klar darüber geworden sind, haben nicht den Mut, ihre Einsicht zu bekennen. Sie wollen nicht prüde und unmodern erscheinen. Die großen Künstler sind in diesen Dingen viel weiter, viel ehrlicher. Entweder wollen sie bewußt mit der Darstellung des Nackten das Geschlechtliche betonen im Sinne einer Feier und einer Verehrung dessen, was so hohe Lust bringt oder aber sie stellen das Nackte nur als das Uebermenschliche dar, mit dem Angesicht von Göttern und Göttinnen. Mir ist übrigens immer wieder aufgefallen, daß viele von denen, die sich über die reine Naturschönheit etwa des Bildnisses einer nackten Frau erfreuen, so gar keine Beachtung, gar keine Gefühle für andere Schönheiten in der Kunst und in der Natur, etwa der Schönheit der tierischen Bewegungen oder der majestätischen Ruhe eines großen Baumes aufbringen. Nein, sie haben sich sehr spezialisiert. —

Wir erkennen nun hier die Aufgabe am kleinen und größeren Kind. Nicht Gewöhnung an den Anblick des Nackten, sondern Gewöhnung daran, hinter und unter dem Verborgenen Ungewöhnliches zu wissen und zu ertragen. Wer schamlos ist, ist immer auch ehrfurchtslos. Der Schamlose hat kein Gefühl für Feinheiten im Verborgenen, kein Gefühl für Geheimnisvolles, für Heiliges. Er reißt von allem den Schleier, greift alles an, in alles hinein. Er brüstet sich vielleicht gar damit, daß sein „Wissensdurst" keine Grenzen habe. Wie viel könnte er vom wahren Forscher lernen, der gerade durch sein Suchen und Entdecken immer wieder hingeführt wird zu dem, was er nicht, noch nicht, vielleicht nie wissen kann und darum auch nicht wissen will. Mir hat das hochentwickelte Gefühl der Ehrfurcht und Bescheidenheit bei großen Wissenschaftern, denen ich begegnen durfte, immer wieder den tieferen Eindruck gemacht, als ihr noch so großes Wissen.

zu richten. Das Kursgeld ist gleichzeitig auf Postscheckkonto VIII 3100 einzubezahlen. Es wird im Verhinderungsfalle zurückerstattet.

Von Büchern.

Die wichtigste Literatur für Jugendhilfe, zusammengestellt von Dr. phil. R. Speich und Dr. jur. E. Steiger, herausgegeben vom Zentralsekretariat der Stiftung Pro Juventute und vom Jugendamt des Kantons Zürich in Verbindung mit dem Heilpädagogischen Seminar Zürich. Zürich, 1931. 55 S. Preis 1 Ex. 80 Rp. (von 10 Ex. an Ermäßigung).

Der vorliegende Literaturführer stellt einen auszugsweisen Sachkatalog dar über die Bibliothekbestände der drei Jugendhilfe-Institutionen, die die Schrift herausgeben. Er umfaßt das bisher erschienene wichtigste deutschsprachige Buch-Schrifttum über Sozialpolitik, Wohlfahrtspflege und Bevölkerungspolitik (als Grenzgebiete der Jugendhilfe), über Wesen und Stellung der Jugend (als Grundlagen der Jugendhilfe) und über die Jugendhilfe im allgemeinen, für einzelne und für mehrere Altersstufen und für besondere Gruppen der Jugend (Anormale). Im Anhang gibt ein Verzeichnis Auskunft über die wichtigsten Fachzeitschriften, die von den drei Bibliotheken gehalten werden.

Der Ausleihdienst der drei Büchereien erfolgt unentgeltlich für das ganze Gebiet der Schweiz. Nachträge zu dem vorliegenden Katalog werden voraussichtlich halbjährlich in der Zeitschrift „Pro Juventute“ erscheinen und können dann als Sonderdrucke bezogen werden. Ohne Zweifel entspricht diese Schrift einem längst empfundenen Bedürfnis. Sie ist allen Jugendhelfern aufs beste zu empfehlen.

P. J.

Jahrbuch der Jugendhilfe 1929/30.

(Redaktion Dr. Emma Steiger, Verlag Pro Juventute.)

Nicht nur Fürsorger von Beruf, alle sozial Interessierten, die Kinderfreunde vor allem sollten in diesem Buche blättern. Im Gegensatz zu der oft so einseitig statistisch-theoretischen Aufmachung von Jahrbüchern hat dieses es vermocht, vieles vom bewegt-lebendigen Tatsächlichen einzufangen. Zwei Jahre Arbeit im Dienste schweizerischer Jugendhilfe sind geschickt erfaßt: Klärung des Grundsätzlichen, Ausbau praktischer Werke, gesetzgeberische Novitäten, statistische Merkwürdigkeiten u. a. bilden bunte Reihe. Fachkundige Mitarbeiter orientieren über die Hilfe für Mutter, Säugling und Kleinkind, über Bestrebungen im Dienste des Schulkindes, über Hilfe für die schulentlassene Jugend; aufschlußreiche Berichte von Jugendleitern geben Einblick in die konfessionell, politisch oder neutral eingestellten Jugendorganisationen, so gleichsam im Querschnitt die Schweiz. Jugendbewegung erkennen lassend. Auch über die Anormalenhilfe wird viel des neuen gemeldet. Eine klare, auch Laien gut verständliche Definition des neuen Bundesgesetzes über berufliche Ausbildung wird manchen Lesern willkommen sein.

Es ist ein Tatsachen-Buch, angetan, in einer Zeit, die so viel des Deprimierenden zu melden hat, aufzurichten. Denn besser als Vorschläge und Pläne zu sozialen Neuerungen überzeugen diese Meldungen über E r r e i c h t e s, daß neben den zerstörenden Mächten auch die aufbauenden Kräfte in kleinem und in großem wirksam sind.

E. Bloch.

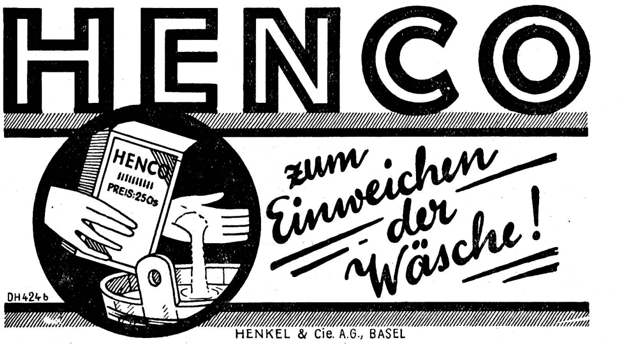
Redaktion.

Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19, Telephon 25.13.

Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.

Man bittet dringend, unverlangt eingesandten Manuskripten Rückporto beizulegen, ohne solches kann keine Verpflichtung für Rücksendung übernommen werden.

Löwen-Apotheke
Dr. Berta Heierli, Apothekerin
Zürich
Bahnhofstraße 58 — Teleph. 33.571
Pharmacie:
Lager sämtl. in- u. ausländischer Spezialitäten
Verbandstoffe / Mineralwasser etc. P 250 Z
Gewissenhafte Ausführung sämtlicher Rezepte.
Homöopathie:
Depot von Dr. Willmar SCHWABE, Leipzig.
Telephonische u. schriftliche Bestellungen werden sofort franko ausgeführt.



La Roseraie s/Coppet, Genfersee
Haushalt und Sprachenschule
lehrt gründlich Französisch, Englisch, Esperanto und alle Haushaltfächer. Sehr gute Küche, prächtige, gesunde Lage, Park, Sport, Gymnastik, Ferienaufenthalt, Tennis. I. Referenzen. P 345-1 L
Prospekte: Fr. Dr. Rittmeyer-Pailler.

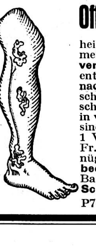
Neuzeitliche Ernährungstherapie u. Psychotherapie
Privatklinik u. Erholungsheim
Dr. med. Schmid-Trächsel
THUN
Modernste klinische Diagnostik. Stoffwechseltherapie auf streng wissenschaftlichen Grundlagen. - Spec. Indikationen: Fettsucht, Rheumatismus, Gicht, Nieren- und Herzleiden, Magen-Darmkrankheiten, Nervenleiden, vorzeitiges Altern etc.
Erholungskuren u. rationelle Ferien.
Das ganze Jahr geöffnet. (P 9944 T) Prospekte durch die Direktion.

Ecole nouvelle d'infirmières de Genève.
Krankenpflegerinnenschule mit beruflicher Ausbildung. P 18641 X
Ecole de puériculture.
Säuglingspflegerinnenschule, mit eigen. Säuglingsheim. Aerztl. Leitung. Diplom nach einem Jahr.
Ecole complémentaire.
Vorbereitungskurs für Hausfrauen- und Familienpflichten. Allgemeine Bildung.
Direktion: Frl. D. Warnery und Frl. Y. Ritter, 6, Rue du Petit-Salève, Genève.

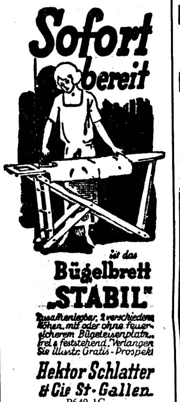
ECOLE D'ETUDES SOCIALES POUR FEMMES
GENEVE Subventionnée par la Confédération
Semestre d'hiver: 22 octobre 1931 — 19 mars 1932.
Culture féminine générale. - Préparation aux carrières d'activité sociale de protection de l'enfance, direction d'établissements hospitaliers, bibliothécaires, libraires-secrétaires, infirmières-visiteuses, laborantines. P9786X
Cours ménagers au Foyer de l'Ecole. Programmes (50 cts.) et renseignements par le secrétariat rue Ch. Bonnet, 6, Genève.

ÉCOLE NOUVELLE MÉNAGÈRE
Jongny, s/Vevey (Genfersee) P18076L
Am sonnigen, nebelfreien Mont-Pélerin.
Hauptziele: gründlich französisch u. Hauswirtschaft. Direktion: Mme. Anderfuhren.

Schöne Herbstferien! P9895T
Gstaad (M.O.B.) Kinder-Pens. „La Sarine“
Auch geeignet für jüngere erholungsbedürftige Töchter, sowie für Winter-Aufenthalt. — Schule. — Kindergarten. — Mäßige Preise. Beste Referenzen und Prospekt zur Verfügung. —
Tel. 126. Frau Delly Christen, dipl. Kindergärtnerin



Offene Beine, Bein-Flechten, Ischias, Gicht, Hexenschuß,
heilen Sie zu Hause **rasch, gründlich** und **ohne Berufsstörung** nur durch meinen in dreißigjähriger Praxis mit bestem Erfolg erprobten **Spezial-Dauerverband. Offene Beine, Venenentzündung** und **Trombosen** (schmerzhafte entzündliche Schwellung der Beine, Reißen und Zucken in den Beinen auch nachts, heftige Schmerzen beim Stehen) werden stets innerhalb weniger Stunden schmerzfrei, so daß Sie wieder Ihrer Arbeit nachgehen können. Auch große Geschwüre heilen rasch und gründlich. **Ischias, Hexenschuß** etc. verschwinden in wenig Tagen. Schreiben Sie mir bei Geschwüren, **wo und wie groß** dieselben sind, ebenso bei **Hexenschuß, Ischias, Gicht etc.,** wo die Schmerzen sitzen. 1 Verband für Geschwüre, Trombosen etc. Fr. 15.—, 2 miteinander bezogen Fr. 25.—. Großer Verband für Ischias etc. Fr. 20.—. Da meist 1—2 Verbände genügen, **für Ischias stets ein einziger,** so ist meine Behandlung die **wirksamste, bequemste und billigste! Dr. med. C. SCHAUB,** Spezialarzt, **Ettingen** bei Basel. Sprechstunden nur Montags 9—12 und 1—3. **Verlangen Sie meine Gratis-Schrift:** Verhütung u. Heilung von Beinleiden, rheumatischen u. Gelenkleiden.
P7443Q **Telephon 27, nur vormittags.**



Eine **Wohltat** für die leidende Menschheit sind meine
Pinervin-Elfen-Bade-Balsame
Fichtennadel, Fichtenmilch, Rainfarn, Heublumen, Pfefferminz, Eichenrinden, Thymian, Teer u. Schwefel etc. etc. Erhältl. in allen einschlägigen Geschäften, Flasche 7—10 Bäder Fr. 3.25, wenn nicht, direkt bei **Arnold Kläger,** Merkatorium, **St. Gallen**

Großer billiger Verkauf
Jede Art
Vorhänge
von einf. bis feinsten kaufen Sie vorteilhaft und werden billig angefertigt. Fachkundige Beratung. P 239 Z
Aeltestes Spezialgeschäft
Frau L. GROB, Zürich
Augustinergasse 52

Druck-Arbeiten
liefert prompt und billig
Buchdruckerei Winterthur A.G

MIGROS 209-39
Zürich: Seidengasse 12, Nähe Hauptbahnhof (Telephon 31.041)
Winterthur Turnerstraße 2 Telephon 30.65
Basel: Sterngasse 4 (Telephon Saff. 7792) Reinacherstraße 67 (Teleph. Saff. 7061)
Bern: Zeughausgasse (20 Tel. Boll. 7451), Spitalackerstr. 59 Mühlemattstraße 62
St. Gallen: Burggraben 2 (Telephon 1744)
Schaffhausen: Bahnhofstraße 4 (Telephon 18.30)
Luzern: Grabengasse 8, „z. Graggentor“ (Telephon 1181) Moosstr. 18 (Telephon 2480)
Aarau: Zollrain 5 (Tel. 14.50)
Biel: Neuengasse 41
Herisau: Asylstraße 52
Rorschach: Reitbahnstr. 7

Früchte u. Gemüse.

II. Teil.

Was sollen die schweizerischen Handelsvertretungen nicht einmal versuchen, den Australiern etwas Schweizeräpfel anzuhängen zu einer Zeit, wo die Apfelbäume in Australien etc. blühen. Bei den Engländern dürfte das Argument, daß Früchte ein ganz bedeutendes und heute vielleicht das einträglichste Frachtgut bilden, und daß die Schweiz in Sachen überseeischen Bananen und Aepfeln größte Quanten bezieht und immer größere beziehen wird, ganz besonders Eindruck machen. In keinen Konsumgütern läßt sich der Konsum durch niedrige Preise so sehr **vervielfachen** wie in Obst. Dieser Tatsache verschließt sich das in der Krise steckende Schiffahrtsgewerbe nicht: Man würde Gehör und entsprechend günstige Bedingungen für Schweizerobst-Exporttransporte finden.

Offen gesagt wird der **Verkauf** unseres Obstes in Uebersee nicht leicht sein. Obschon es an Gehalt und Aroma dem kanadischen und amerikanischen überlegen ist, steht es jenem an „Aufmachung“, Verpackung, Kalibrierung und gleichmäßigem, glattem Aussehen nach. Da scheint eine große Aufgabe der Bauernorganisationen zu liegen, eine ganz **schwere,** an die man sich scheinbar nicht recht heranwagt. **Da** aber könnten Bundessubventionen **fruchtbringend für die Zukunft** angelegt werden. Der Aepfel-Export nach Uebersee ist jetzt aktueller als je, weil wichtige europäische Absatzgebiete wegen Mangel an Kaufkraft versagen. Hochgewachsenes, nordländisches, aromatisches Tafelobst, wie das schweizerische, würde dem südländischen, wenn richtig ausgewählt, gesiebt und präsentiert, sicher den Rang ablaufen! Die Bauernführer scheinen langsam vom Handel abzukommen und sich den schweren, sehr schweren Produktionsaufgaben noch mehr zuwenden zu wollen. So wird die Zentrale landwirtschaftlicher Genossenschaftsverbände in Zürich, der die landwirtschaftlichen Genossenschaften angeschlossen sind, liquidiert — sicher ein Zeichen der Ueberzeugung — einerseits daß der mit schmalen Margen arbeitende Uebersee- und Großhandel seine Aufgabe tüchtig erfüllt und — anderseits, daß die eigentlichen Aufgaben der Bauerngenossenschaften in der richtigen Organisation und Rationalisierung der Produktion und richtigen Verteilung landwirtschaftlicher Produkte liegen. Mit welchem Vergnügen würden wir uns mit unserer ganzen Initiative und dem Kredit, den wir bei den Konsumenten genießen, unsern organisierten landwirtschaftlichen Produzenten zur Verfügung stellen, um mit einem minimen Vermittlungsentgelt, das kaum unsere rekord-niedrigen Verkaufsspesen deckt, die einheimischen Feldprodukte an den Konsumenten weiterzuleiten oder wie im Falle Aepfel nach Uebersee zu exportieren. Wir haben durch die gewaltige Rahmkonsumsteigerung, durch die Vervielfachung des Süßmost- und Joghurt-Absatzes in Zürich bewiesen, daß wir elementar wirkende Absatzkraft haben. Die landwirtschaftliche Genossenschaft ist eine Gemeinschaft, die ihrem Kern und Wesen nach eigentlich aus der Urzeit des Ackerbaues datiert. Nichts ist nützlicher und wünschenswerter, als das „Sichzusammentun“ landwirtschaftlicher Erzeuger, um die Produktionsmittel gemeinsam anzuschaffen, Gemeingut (Allmenden, Alpen etc.) gemeinschaftlich zu bewirtschaften, die Produkte gemeinschaftlich zu verwerten.

Wir sind uns wohl bewußt, daß es nicht diplomatsich ist, im jetzigen Moment mit solcher Entschiedenheit gegen Zollerhöhung auf Obst einzutreten. Der nachfolgende Brief, den wir auf unsern letzten Artikel erhielten, zeigt uns das auch deutlich:

„Zürich, den 6. September 1931.

Sehr geehrte Migros!

....Und Sie haben den Mut, jetzt, wo wir so viele Aepfel haben, die fast gar nicht abgesetzt werden können, den Bananen das Wort zu reden, damit noch mehr unseres Schweizergeldes ins Ausland wandere. — Vom Konsumentenportemonnaie reden Sie und verleiten die gedankenlosen Frauen, Bananen zu kaufen, währenddem sie für das Geld von 2—3 Bananen ein Kilo kräftiger Aepfel bekommen könnten, die ja auch für die Zähne der Kinder ungleich wertvoller sind...

....Also lassen Sie bitte vor allem zuerst einmal unsere Aepfel und Birnen (letztere als heftiger Konkurrent der Bananen, wie Sie so schön sagen) hochleben, bevor der fremden Banane das Wort geredet wird, denn dieser Artikel in Ihrer Zeitung ist gewiß von vielen Schweizern als ein Schlag ins Gesicht empfunden worden. Gerade jetzt in der größten Obstzeit, da könnten Sie es leicht mit manchem stillen Verehrer verdorben haben.

Mit Gruß

Eine Rabiate.“

Ja, sehr verehrte „Rabiate“, wir haben den Mut, manchen stillen Verehrer zu verlieren, wenn es gilt, eine große Sache zu vertreten. Wir haben den Mut deshalb, weil wir noch nie so viel getan haben wie seit einem Jahr, um den einheimischen Produzenten seine Ware abzunehmen, und zwar:

- pro 1931: $1/2$ Million Liter Süßmost;
- für etwa $1/2$ Million Franken inländische Gemüsekonserven;
- für $1/4$ Million Franken Rahm und Milch;
- für $3/4$ Million Franken Käse. Eier, Butter und Inlandgemüse könnten wir in größten Mengen absetzen, sobald der Druck unserer Konkurrenz auf die Produzentengenossenschaften aufhört und diese uns beliefern dürfen.

Es ist so sicher, daß wir eines Tages der inländischen Produktion als moderne Verteiler gute Dienste leisten werden, als es sicher ist, daß die Probleme der inländischen Bodenproduktion letzten Endes nicht ohne den Konsumenten als Käufer und Wähler gelöst werden können. Daher gestatten wir uns gerade jetzt — im Gegensatz zu den Konsumgenossenschaftn, die auf zwei Achseln tragen, ein freies Wort. Und, verehrte Rabiate, wer sich schon in die Migrosargumente vertieft und sie verfolgt, der wird vielleicht einmal böse sein und sich zurückziehen, aber gerade wenn es sich um einen oder eine Rabiate handelt, wird es nicht so leicht sein, der rabiaten Migros endgültig den Rücken zu kehren. Ja, wir rufen es nochmals: flüchten wir nicht feige hinter Zollmauern. Der klare Wortlaut unserer Verfassung zeigt uns die Richtung, die wir in Lebensmittel-Zollfragen zu befolgen haben. Nehmen wir England als Vorbild: Selbst der drohende finanzielle Zusammenbruch des weiland reichsten Reiches der Welt vermochte nicht und vermag nicht das stolze Prinzip des Freihandels zu biegen, nicht zuletzt zum Wohl der Schweiz, für deren Export das offene Tor in England größte Bedeutung hat.

Weit wichtiger als alle wirtschaftlichen Ueberlegungen ist in der Früchte-Zollfrage das Interesse der Volksgesundheit. Hier reden wir das Wort des Kindes, das seine Hand nach der Traube oder Banane ausstreckt.

Aepfel-Kampagne

1. Seit letzten Montag führen wir hiesige Aepfel an allen Wagen.
2. Insofern der Verband landw. Genossenschaften Winterthur, damit einverstanden ist, sammeln unsere Wagen und Filialen Bestellungen auf vorgedruckten Formularen, durch den Verband ins Haus zu liefern ohne jedes Entgelt für uns.
3. Sollte der Verband trotz der „Obstschwemme“ an diesem radikalsten Verkaufsmodus kein Interesse haben, so nehmen wir einen Hausbestelldienst auf.
4. Wir stellen den Käufern, die keine Kellereinrichtungen zum Lagern von Obst haben, etwa 3—5000 Harasse und Kisten zur Verfügung.

Abschläge auf das Nötigste

Reis „Maratello“ (2100-g-Paket Fr. 1.—)	500 g	**24**	Rp.
„Camolino“ (2550-g-Paket Fr. 1.—)	500 g	**19,5**	Rp.
Maisgrieß (2000-g-Paket 50 Rp.)	500 g	**12,5**	Rp.
Tafelbutter, gelbe Marke, (215-g-Mödeli Fr. 1.—)	100 g	**46,5**	Rp.
Blaue Marke (435-g-Mödeli Fr. 2.—)	500 g	Fr.	**2.30**

Eimalzin

Das Wetter ist rauh. Wer seinen Körper unterhält und durch geeignete Nahrung widerstandsfähig macht, hält die in der Luft schwebenden Krankheitskeime fern und überwindet bereits in den Körper vorgedrungene.

Es ist alles wahr,

was die reklametreibende Konkurrenz über die „Ovomaltine“ usw. schreibt. Sie schreibt viel besser als wir. Sie hat auch das Geld viel mehr, über alle Vorzüge dieser Trockenmalzpräparate zu schreiben. Beherzigen Sie das alles, — aber wenn Sie die **Franken** zu schätzen wissen und einen verwöhnten Gaumen haben, verzichten Sie auf illustre Namen und kaufen

Eimalzin à Fr. 2.10

(Verkaufspreis Fr. 2.50, mit 40 Rp. Retourgeld in der Büchse.)

Dem Preis nach ein Nahrungsmittel, — der Wirkung nach eine wertvolle Nerven- und aufbauende Körpernahrung.

Cocos-Makrönli-Abschlag

Paket zu 275 g 50 Rp.	250 g	**45,5** Rp.
„Totenbeinli“	10 Stück	**50** Rp.
Champagner-Stengeli vorzüglich zum Genuß mit Früchten	10 Stück	**50** Rp.
„Albert“ und „Marie“	250 g	**50** Rp.
„Petit-Beurre“	200 g	**50** Rp.
Mandel-Makronen	170 g 50 Rp., 250 g	**73,5** Rp.

Versandabteilung

spediert nach allen Orten prompt und zuverlässig. Gefl. Preisliste und Versandbedingungen verlangen.

Migros A.-G. Basel 2
Tel. Safran 73.06